

Wie die Todeswelle das Paradies veränderte

KATASTROPHEN Die Tsunami-Katastrophe jährt sich zum dritten Mal. Die MZ sprach in Thailand mit Überlebenden.

VON MARCEL GRZANNA, MZ

KHAO LAK. Die Liebe zu Büchern rettet manchmal Leben. Die junge Thailänderin Kronkaew Panjamahaporn hat das am eigenen Leib erfahren. Spontan und arglos entschied sich die heute 26-Jährige im November 2004 für einen Arbeitsplatz in einem Buchladen in Bangkok. Das stellte ihre eigentliche Planung völlig auf den Kopf. Sie hatte Tourismus studiert und bereits einen Arbeitsplatz sicher in einem Hotel im Badeparadies Khao Lak im Süden ihres Heimatlandes. Schon zu Weihnachten sollte Panjamahaporn dort die Personaldecke verstärken. „Aber weil ich für mein Leben gerne lese, habe ich alles über den Haufen geworfen“, sagt sie.

Die Entscheidung bedeutete ihr Glück. Denn am 26. Dezember 2004 starben bei der Tsunami-Katastrophe an Thailands Küsten Tausende Menschen – vornehmlich Angestellte der Tourismus-Branche und über 2400 Ausländer. Die junge Frau fühlte sich fortan berufen zu helfen. Fünf Monate nach dem Tsunami schmiss sie ihre Stelle in dem Buchladen und zog nach Khao Lak. Seitdem arbeitet sie dort im Tsunami-Volunteer-Center für deutlich weniger Geld als im Buchladen. „Ich habe das Gefühl, ich muss das machen“, sagt sie.

Hilfsgelder für Karaoke-Maschinen

Immer rund um Weihnachten gibt es im Volunteer-Center wegen des Jahrestages der Katastrophe besonders viel zu tun. Und zum Glück für Panjamahaporn und ihr Team strömen auch zum dritten Jahrestag noch immer viele Helfer nach Khao Lak. 5700 Menschen aus 55 Ländern haben seit der Einrichtung des Centers mitgeholfen, Häuser wieder aufzubauen, neue Boote zu zimmern für die Fischer oder Kinder und Jugendliche in Englisch zu unterrichten, damit die eines Tages im Tourismus arbeiten können. Denn viele aus dem Ort mit Englischkenntnissen haben die Flutwelle nicht überlebt und fehlen dem Geschäft mit den Urlaubern. „Viele Rucksack-Reisende kommen hier eher zufällig vorbei und entscheiden sich dann spontan, für ein paar Wochen zu helfen“, sagt Panjamahaporn.

Dorothee kam nicht spontan. Sie steht ein paar Meter entfernt und pinselfest an einer Flagge für die Gedenkfeier



Ein Evakuierungs-Schild warnt Urlauber an einem Strand in Thailand vor Tsunamis.

Foto: dpa

TSUNAMI-FRÜHWARNSYSTEM

► **Drei Jahre** nach der Tsunami-Katastrophe in Südostasien mit mehr als 230 000 Toten kommt die Einrichtung eines Frühwarnsystems im Indischen Ozean voran.

► **Das System** könne wie geplant Ende 2008 vollständig in Betrieb gehen, sagte Projektkoordinator Jörn Lauterjung vom GeoForschungsZentrum in Potsdam.

► **Schon jetzt** können mit Hilfe des neuen Systems binnen vier Minuten nach einem Erdbeben vor Indonesien Aussagen über Stärke und Ort getroffen werden.

► **Das System stützt sich** vor allem auf land-, ozean- und satellitengestützte Instrumente. Dieses Konzept hatte eine Ar-

beitsgruppe unter Federführung der Potsdamer Forscher bereits drei Wochen nach der Katastrophe vom 26. Dezember 2004 vorgelegt. Damals hatte ein Seebeben vor der indonesischen Insel Sumatra einen Tsunami ausgelöst.

► **Das Beben** hatte eine Stärke von 9,3 und war damit der zweitstärkste bisher gemessene Bruch in der Erdkruste.

► **Tsunamis breiten sich** in tiefem Wasser mit der Geschwindigkeit von Düsenflugzeugen aus. Erst im flachen Wasser werden sie langsamer, türmen sich aber in küstennahen Bereichen zu Wellenhöhen von bis zu 30 Metern auf.

herum. Ihr Entschluss zu helfen, ist eher eine Form der Therapie. Die Engländerin sah den Tsunami gemeinsam mit ihrem Freund und dessen Eltern am Strand von Khao Lak auf sich zu rollen. „Das sieht nach Spaß aus“, sagte ihr Freund damals noch, ohne die tödliche Gefahr zu erkennen. Dorothees restliche Erinnerungen verschwimmen. Sie wurden mitgerissen mit der haushohen Welle. Irgendwann klammerte sie sich schwerverletzt an den Wipfeln eines Baumes fest – ihre Rettung. Ihr Freund und dessen Eltern aber starben.

„Seitdem komme ich jedes Jahr hierher. Es ist einfacher, diesen Tag hier zu verbringen als in England“, sagt Dorothee. Ständig kreisen ihre Gedanken

um die Frage, weshalb ausgerechnet sie überlebt hat. Schließlich standen sie zu viert zusammen am Strand und blickten auf das Meer hinaus. Aber warum sind sie nicht gerannt? „Du siehst etwas, was du vorher noch nie gesehen hast. Da haben wir nicht daran gedacht, uns in Sicherheit bringen zu müssen“, erzählt sie. Den Begriff Tsunami hatte sie bis zu diesem Tag nie gehört.

Inzwischen stehen in Strandnähe Schilder mit Warnungen und Evakuierungsrouten. In den Hotels liegen Broschüren aus. „Wie überlebt man einen Tsunami“, lautet der Titel. Darin stehen nicht nur ausführliche Verhaltensregeln, sondern es sind auch Fotos abgebildet von Urlaubern, die in Todesangst



Malen als Therapie gegen die schrecklichen Erinnerungen: Die Engländerin Dorothee verlor ihren Freund bei der Tsunami-Katastrophe.

Foto: Grzanna

vor dem Wasser fliehen. Die Broschüre schärft das Bewusstsein für die gewaltige Energie der Welle. Die Jahr für Jahr wieder steigende Zahl an Touristen soll erinnert werden an die mögliche Gefahr. Denn die Neugestaltung des Badeparadieses lässt die Ausmaße der Katastrophe nur noch erahnen. Das SOS-Kinderdorf am Ortsrand für Tsunami-Waisen gilt als bleibendes Symbol für die Dramatik der Ereignisse.

Dass die Infrastruktur in Khao Lak und den anderen Küstenorten wieder aufgebaut ist, liegt auch an den großen finanziellen Mitteln, die den Helfern zur Verfügung stehen. In einer beispiellosen Hilfsaktion waren riesige Summen aus dem Ausland in die Katastro-

phengebiete geflossen. Und noch immer stellen Ausländer den Kommunen viel Geld zur Verfügung.

Panjamahaporn macht das nicht glücklich. Sie entschuldigt sich, etwas Schlechtes über ihr Land sagen zu müssen: „Es geht Geld verloren. Die Politiker sind schlecht“, sagt sie. Abermillionen Baht sollen versickert sein in den Taschen gieriger Gauner. Außerdem würde manches Geld nicht in die Ausbildungen der Kinder oder berufliche Anschaffungen investiert, sondern verschwendet für Fernseher oder Karaoke-Maschinen. „Wir müssen daraus lernen, wie wir beim nächsten Mal Hilfsaktionen besser organisieren können“, sagt Panjamahaporn.

Kurzer Weihnachtsfrieden für Bahnreisende

TARIFKONFLIKT Die Lokführer setzen im Tarifpoker nun alles auf die Streikkarte.

VON MARION TRIMBORN, SASCHA MEYER UND BERND RÖDER, DPA

FRANKFURT. Für Bahnfahrer wird es ein kurzer Frieden bis zum Dreikönigstag. Am 7. Januar, wenn Millionen Pendler nach einem verlängerten Weihnachtsurlaub wieder zur Arbeit müssen, will die Lokführergewerkschaft GDL erneut zu einem massiven Schlag ausholen: mit neuerlichen Streiks im Güter- und Personenverkehr. Im quälenden Tarifkonflikt mit der Bahn setzt die kleinste der drei Arbeitnehmerorganisationen damit alles auf die Karte Arbeitskampf – dabei hatten sich die Rivalen im Advent gerade erst mühsam darauf verständigt, wenigstens einen Anlauf für Verhandlungen zu versuchen. Uplötzlich steht der seit Monaten schwelende Konflikt wieder völlig am Anfang. Denn prompt zog die Bahn alle bisherigen Angebote zurück.

Als der Boss der Gewerkschaft Deutscher Lokomotivführer (GDL), Manfred



Millionen Bahnfahrer müssen nach dem Dreikönigstag wieder mit massiven Behinderungen rechnen. Foto: dpa

Schell, den erneuten Streikbeschluss gestern in Frankfurt bekanntgab, schien es fast wie ein Ritual. „Es liegt alles auf dem Tisch, aber alles ist für uns unannehmbar“, rief er grimmig in die Mikrofone, flankiert von seinen Stellvertretern Claus Weselsky und Günther Kinscher. Und er verkündete zugleich die nächste Stufe der Eskalation: Hatte bisher gegolten, während Verhandlungen

gen nicht zu streiken, will die GDL ihre schärfste Waffe nun lieber nicht mehr aus der Hand geben. Der Arbeitskampf soll denn auch bis auf weiteres unbefristet sein und erst beendet werden, wenn „wir felsenfest davon überzeugt sind, dass wir auf einem richtigen Weg sind“, sagte Schell.

In der gut vier ICE-Stunden entfernten Bahn-Zentrale in Berlin löste die Botschaft ziemliches Entsetzen aus. Bis zuletzt hatte Konzernchef Hartmut Mehdorn vergeblich versucht, die Gegenseite am Verhandlungstisch zu halten. Am Mittwoch hatte die GDL-Spitze laufende Gespräche der Tarifexperten abrupt abgebrochen und ein Spitzentreffen abgesagt. Auf die Streik-Ankündigung reagierte der Bahnvorstand dann seinerseits mit Härte – und nahm „alle bisher gemachten Angebote und Zugeständnisse“ wieder zurück. Durch den Abbruch der Verhandlungen sei jede Einigung unmöglich geworden, konstatierte Personalvorstand Margret Suckale bei ihrer Stellungnahme in einem Berliner Hotel.

Nur wenige Schritte entfernt, auf derselben Etage, hatten Mehdorn und Schell dabei noch vor gerade einmal

zwei Wochen die einigermaßen frohe Kunde verbreitet, dass man auf gutem Weg sei. Neben einer mit Elektrokerzen geschmückten Tanne sprach Schell sogar von einem „soliden Fundament“ für Gespräche. Doch die gemeinsame Erklärung, bis Ende Januar einen eigenständigen Tarifvertrag für die Lokführer unter Dach und Fach zu bekommen, ist nun nur noch Makulatur.

Es sei noch nicht einmal geklärt, wer eigentlich als Lokführer im Sinne dieses Tarifvertrags zu definieren sei, empörte sich Schell, und kam nach eigener Rechnung auf insgesamt „25 bis 27 Punkte“, in denen nach wie vor Uneinigkeit herrsche. Die Bahn entgegnete verwundert, es gebe keinerlei unüberbrückbare Positionen.

Wie nach etlichen gescheiterten Versuchen nun überhaupt wieder eine Basis für Verhandlungen geschaffen werden soll, weiß niemand mehr. „Das ist Kasperletheater hoch drei“, entfuhr es GDL-Chef Schell. Ein Versuch der Bahn, die GDL für eine Schlichtung zu gewinnen, hatte nur eine Halbwertszeit von wenigen Minuten. Das sei derzeit „nicht sinnvoll“, lautete die umgehende Antwort aus Frankfurt.

KOMMENTAR

VON LOTHAR RÖHRL, MZ



Doppelzüngig

Man nehme es sarkastisch: Weihnachtspoker gilt bei GDL-Chef Manfred Schell noch was – und so will er erst nach den Ferien zum großen Streik blasen. Nachwievor muss sich Schell fragen lassen, warum er mit privaten Konkurrenten der Deutschen Bahn Tarifabschlüsse zwischen knapp drei und etwas mehr als sechs Prozent einführt? Gleichzeitig soll gefälligst die ohnehin besser als die Privaten zahlende DB AG zehn Prozent mehr in die Lohntüte packen. Weil die GDL gemerkt hat, wie attraktiv sie mit ihrer Streikbereitschaft auf Lokführer wirkt, die in zahmeren anderen Bahngewerkschaften organisiert sind, gibt Schell diese Option nicht so schnell auf.